

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Der Rechenfehler.

Von Alice Berndt.

Der Herr Rat war bereits über 40 Jahre im Amt. Er dachte noch immer nicht daran, in Pension zu gehen. Es waren zwar jüngere Kräfte da, die an seinen Platz hätten vorrücken wollen, aber der alte Herr war hartnäckig und blieb. Seine Welt schmolz mit den Jahren immer mehr zusammen und wurde bis auf den schmalen Raum des Bureauzimmers verengt. Hier erst fühlte er sich in seinem Element. Er saß über seine Akten gebückt und schrieb langstellige Zahlen neben und untereinander. Er rechnete. Die Welt war für ihn ein Zahlenfeld.

Der Herr Rat hatte sich nie verrechnet. Fama behauptete dies. War aber keine bloße Rechenmaschine. Die Zahlen waren für ihn seelenvolle Dinge, bestimmte Wesenheiten, der Ausdruck der Einheit und Prägnanz. In seinen Gedanken herrschte dieselbe Ordnung wie in seinen Akten. Er sprach kein Wort zuviel. Was er sprach gehörte immer zur Sache.

Er erfreute sich daher einer besonderen Achtung. Wenn er etwas sagte, fiel es auch ins Gewicht.

Eines Tages stimmt dem Rat die Rechnung nicht. Das war ein merkwürdiger Fall, der ihm in seiner ganzen Amtszeit nicht vorgekommen ist. Bis jetzt hatte er immer noch sehr gewissenhafte Beamte unter sich. Und auch auf die junge Blondine, die seit zwei Jahren bei der Kasse sitzt, glaubte er sich unbedingt verlassen zu können.

Er schaut jetzt unter seinem Brillenglas mit einem prüfenden Blick auf das blasse Mädchen. Dann tritt er auf sie zu und sagt mit leiser, mahrender Stimme: „Es fehlen 50 000 Mark. Die Rechnung stimmt nicht.“

Der Rat hat das junge Mädchen scharf ins Auge gefaßt. Sie scheint die Worte zuerst nicht verstanden zu haben. Nach einer Weile aber begreift sie, sie zuckt zusammen, erblickt und beginnt sofort nachzurechnen. Dann schüttelt sie den Kopf und sagt: „Es ist nicht möglich.“

Der Rat blickt sie an. Sie hat noch etwas sagen wollen, aber sie ist unter seinem Blick verstummt. Sie weiß, daß er ein kühler Rechner ist. Er hat sich noch nie geirrt.

Die junge Beamtin verbringt eine schlaflose Nacht. Den nächsten Tag kommt sie ins Amt wie gewöhnlich. Sie sitzt bei der Kasse. Das Geld gleitet durch ihre Finger. Sie zählt. Zählt richtig. Sie ist arm. Aber nie hat sie dieses Geld begehrt. Es war für sie eine gleichgültige, ferne Sache. Jetzt erst fühlt sie, daß das Geld eine Macht ist. Eine Macht von infernalischer Kraft. Eine Macht, die die Begierde unwiderstehlich reizt, die den Reinen in Versuchung führen und ins Verderben stürzen kann. Eine Macht, für die man alles wagt — Leben und Tod.

Der Rat beobachtet sie. Sie sieht elend aus. Gänzlich verändert. Er vermutet darin einen Beweis ihrer Schwäche, ihrer Schuld. Er nähert sich ihr, gleichsam noch einmal warnend und sagt: „Fräulein, Sie sind verantwortlich für die fehlende Summe.“

Die Worte werfen einen Schatten auf sie, verdunkeln ihre Sinne. Sie fühlt einen grossenden Ton in der Stimme dieses Mannes, einen Ton, der ihr Angst einflößt. Aber sie erhebt sich und sagt mit tränenerstickter Stimme: „Ich bin unschuldig.“

Der Rat möchte dieser Stimme glauben, die aus der Tiefe eines bebenden Herzens zu ihm heraufdringt. Aber vor ihm liegt die Rechnung, das untrügliche Zahlenbild, das für ihn unwiderstehlich ist, unfehlbar wie ein Gesetz.

Der Tag verrinnt. Das junge Mädchen verbringt ihn in dumpfem Brüten. Aber die Hoffnung verläßt sie nicht ganz. „Morgen“, denkt sie, „wird die Lage sich vielleicht klären. Die nächsten Stunden müssen die Entscheidung bringen.“

Der nächste Tag aber vermehrt ihre Angst. Der alte Rat ist

hartnäckig. Er sagt ganz kategorisch: „Meine Geduld ist zu Ende. Sie müssen die fehlende Summe ersetzen. Es gibt keine andere Lösung. Oder . . .“

Das Mädchen schweigt. Sie fühlt, als sie das Amt verläßt, daß alle Blicke auf sie gerichtet sind, daß sie in den Verdacht verstrickt ist wie in ein Labyrinth. Sie weiß aber keinen Ausweg. Sie hat zwei Nächte nicht geschlafen. Sie hat sich ruhelos im Bett herumgewälzt. In diesen bangen Stunden hat sie alles erwogen, alles durchdacht. Ihre Lage ist verzweifelt. Das Geld fehlt. Vielleicht hat es jemand im Amt entwendet. Sie ist dafür verantwortlich. Der Verdacht steigt auf ihr.

Sie hat sich nie in einer ähnlichen, verzweifelten Lage befunden. Sie hat bis jetzt immer sorglos ihre Tage verbracht bei ihrer Mutter, einer bescheidenen Witwe, die selbst nach Möglichkeit zum Haushalt beisteuert. Sie hat einen Bräutigam, einen Mann, den sie liebt. Die Zukunft war für sie bis vor kurzem eine glückliche Verheißung.

Sie geht am Abend nach Hause, um etwas zu essen. Aber sie kann es nicht. Ihre Kehle ist wie zugezogen. Sie muß an die Luft. Sie geht durch die Straßen. Die Dämmerung tut ihr wohl. Ihre Nerven kommen in der Dunkelheit zur Ruhe. Sie geht ohne Ziel. Die Häuser der Stadt versinken, weite Felder, unbesaute, nehmen sie auf. Durch die Ebene ziehen zwei eiserne Stränge. Es sind Schienen. Wenn das Mondlicht auf sie fällt, leuchten sie gleichend auf wie Schlangen.

Da steht sie in der Ferne einen schwarzen Punkt. Er dehnt sich gleichsam unter ihren Blicken aus, wird eine Linie, schließlich etwas Festes, Unbezwingliches, Gigantisches, das mit rasender Geschwindigkeit vorwärtsgetrieben wird. Es ist der Zug.

Ihre Augen sind weit geöffnet. Sie sieht die Laterne, die aufstammt wie ein türkisches Auge, die Räder, die den langgewundenen Leib bewegen, den Dampf, der über dem Angestrichel schwebt wie eine Wolke. Die Lokomotive kommt näher. Die Gedanken, die Bilder jagen blühartig durch ihr Hirn. Sie fühlt sich zwischen zwei Arten des Grauens hineingepreßt in die kurze Spanne eines Augenblicks.

Wenn sie sich dem Schicksal entgegenwirft, das da herankracht mit verhaltener Riesenkraft, dann entgeht sie der Ungewißheit des nächsten Morgens, dem lauernden Verhängnis und seiner Pein.

Eine Sekunde lang schwankt ihre Seele. Wie ein schwaches Rohr, das festgehalten wird durch die Wollust der Abendluft, durch das fleckige Spiel des Windes und die verdämmende Blut der Farben.

Sie tut noch einen tiefen Atemzug. Die Empfindungen gehen über sie weg wie eine rasche Welle. Dann verhüllt sie ihr Antlitz und wirft sich auf die Schienen nieder.

Der Schnellzug hat sie erfasst, und wie ein vorsinkendes Tier zermalmt er ihre Glieder. . . .

Das Gerücht von dem Selbstmord verbreitet sich. Als der Rat in das Amt kommt, weiß er es schon.

Er ist unruhig. Er beugt sich niemals über seine Akten, er überprüft die Tabelle noch einmal, sein Auge gleitet über die langstelligen Ziffern. Er rechnet.

Was ist das? Reden ihn diese Zahlen? Er kann den Fehler von gestern nicht mehr entdecken. Wie ein Soldat steht jede Ziffer an ihrem Fleck, gewappnet gleichsam in ihrer Bestimmtheit und Ordnung.

Er greift sich an die Stirn. Hat er Fieber? Er muß Gewißheit haben. Er winkt einem Kollegen und ersucht ihn nachzurechnen.

Der Beamte vertieft sich in dem Aktenstück. Dann reicht er es dem alten Herrn mit den Worten: „Die Rechnung stimmt. Der Herr Rat hat sich gestern geirrt. Schade . . .“

Seit mehr als vierzig Jahren das erste Mal. Und gerade diesmal kostet es ein Menschenleben.

Der alte Herr hat diese Worte nicht ausgesprochen. Sie gleiten nur durch sein Bewußtsein. Aber er hat das Gefühl, als hätten sie

sich allen Anwesenden mitgeteilt wie eine elektrische Entladung und als seien alle erschüttert durch diese Wahrheit.

Er steht da und schweigt. Sein Auge aber hastet an dem Pult, wo gestern die junge Beamtin gefessen hat. Der Platz ist leer.

Ihm aber ist, als sähe er sie im Geiste hoch ausgerichtet vor sich und als spräche sie lächelnd: „Ich bin unschuldig gewesen.“ Als triumphiere noch nach dem Tode die Stimme des Herzens über den Klügelnden, ewig rechtsabersichigen Verstand.

Der Rat fñhlt, wie plötzlich alle Blicke ihn treffen, bei ihm zusammentreffen wie in einem Brennpunkt. Selbst ihre Gedanken kreisen um ihn. Sie verurteilen, verdammten, verfluchen ihn.

Da legt er die Akten aus der Hand, nimmt den Mantel, den Hut, den Stok. Er merkt, daß man ihn genau beobachtet, keine seiner Bewegungen, seiner Gesten lassen sich die Zuschauer entgehen.

Er weiß selbst kaum, wie er auf die Straße gelangt. Oben im ersten Stockwerk werden die Fenster geöffinet. Viele Augenpaare blicken ihm nach. Er hat den Hut abgenommen. Sie sehen, wie der Wind seinen Mantel blñht, wie er über sein weißes Haar streicht, über seinen lang herabwallenden, grauen Bart. Er geht festen Schrittes über die langgestreckte Straße. Seine Gestalt wird immer kleiner, immer unscheinbarer. Schließlich verschwindet sie ganz. Das Auge verliert ihn. Er wurde nie wieder gesehen.

Von der Eiszeit bis zu den Karolingern.

Die vor- und frühgeschichtliche Sammlung.

Am Sonntag ist die Berliner vorgeschichtliche Abteilung der staatlichen Museen im alten Kunstgewerbemuseum in der Albrechtstraße eröffnet worden. Bisher hatte die ganze jahrzehntausende umfassende Sammlung im Völkertundemuseum auf engem Raum gedrängt beisammengestanden. Sie war ganz unübersichtlich geworden, und man hatte keine Freude mehr an all den Schätzen. Jetzt erzieht sie neu in einem neuen Raum, in weiten, großen, hellen Sälen, und plötzlich erscheint die Sammlung ganz anders, sie sieht reicher, größer und schöner aus.

Sie führt durch ungeheure, unabmeßbare Zeiten, durch Tausende und Zehntausende von Jahren. Die verschiedensten Kulturen, die verschiedensten Zeiten erscheinen, und es macht die Sammlung in ihrer Anlage übersichtlich und klar, daß in der Regel die Räume auch die Kulturen gliedern. Jede Wand scheidet große Abschnitte der Vorgeschichte. Dadurch entsteht ein einheitliches, klares Bild.

Die Sammlung beginnt mit dem Paläolithikum, mit der Altsteinzeit. In dieser Zeit war Nordeuropa noch mit Eis und Gletschern bedeckt, der Mensch war vor dem Eis geflohen nach dem Süden, in Nordspanien und Südfrankreich schuf er an den Wänden der Höhlen, in denen er hauste, jene wundervollen, seltsame Malerei, vor der wir heute noch bewundernd stehen. Die Gemälde sind nicht in dieser Sammlung zu sehen, aber ein äußerst wertvolles Relief, die sogenannte Frau von Aulps, die Balanne gefunden hat, ist nach Berlin gekommen. Andere weniger deutliche Reliefs und einige Gipsabgüsse mit Tierzeichnungen aus der Höhle Combarelles geben wenigstens einen Eindruck dieser hochentwickelten Kunst.

Außerordentlich wertvoll sind die beiden Skelette von Eiszeitmenschen, die Otto H a u s e r 1908 und 1909 ergrub, und um die uns Frankreich so sehr beneidet. Mit der Auffindung dieser beiden Skelette war erst der feste Punkt gegeben für alle weitere Forschung. Ihre Entdeckung war eine Großtat der Wissenschaft. Das eine Skelett zeigt den Neandertaler, den Menschen, dem Tiere noch ähnlich, mit Schnauzenbildung, mit stehender Stirn und ohne Kinn, das andere zeigt den Aurignacmenschen, die neue von Norden und Osten her einbrechende Menschenrasse, die dem Europäer schon ähnlicher ist und die wohl auch der Träger der seltsamen Kunst war. Rings im Raume sind die Werkzeuge dieser Menschen aufgestellt, die Feuersteingeräte, die Festscheren und -schaber.

Die nächsten Säle führen schon in die Neusteinzeit, das Neolithikum. Das Eis war abgeschmolzen, in ungeheuren Strömen war es nach Norden abgeflossen, die heutigen Seen waren entstanden, die heutigen Flüsse. Der Mensch zog ein in die neu bewohnbaren Gegenden, Deutschland wurde besiedelt und weiter hinauf zog der Mensch nach Skandinavien. Jetzt tauchen zum erstenmal Töpfe, zuerst ohne Verzierung auf, die Steinwerkzeuge werden nicht mehr roh behauen, sondern fein geschliffen.

Der zweite Saal zeigt die Neusteinzeit (zirka 4000 bis 2000 v. Chr.) in Deutschland. Besonders interessant ist hier die Pfahlbaukeramik vom Bodensee, die alten Webereien und Flechtereien und die Ueberreste von Getreide. Der Mensch war sesshaft geworden, der Ackerbau hatte begonnen.

Im dritten Saal wird die Kupfer- und Bronzezeit, die noch ähnliche wirtschaftliche Kultur hat, im Südosten Europas gezeigt. Wertvolle Funde von Tonplastik und Geräten liegen vor aus Cucuteni und Monteoru.

Sehr großem Interesse werden die Säle 4, 5 und 6 begegnen. Sie bringen die Ausgrabungen von Troja. 1871 begann Schliemann in Troja zu graben. In uner müßlicher, schwerer Arbeit gelang es ihm, neun übereinanderliegende Schichten der Stadt nachzuweisen. Die oberste, jüngste, das römische Ilion, das eine kleine Provinzialstadt unter Cäsar und Augustus war. Unter ihr liegt die achte Stadt, die griechische, die etwa von 700—100 v. Chr. Gebur-

tsfñhte. Die siebente Stadt, das frühgriechische Ilion, zeigt die archaische griechische Kultur. Die sechste Stadt, die von 1400 bis 1100 v. Chr. aufwuchs, ist eine mächtige Stadt mit großen Burganlagen im mykenischen Stil erbaut. Wahrscheinlich haben die damaligen Herrscher der Welt, die Machthaber von Krete und von Mykene, diese befestigte Stadt erbaut, um die Brücke zu besitzen zum Handel nach Asien. Die Hauptbedeutung Trojas liegt in der zweiten Stadt, die von zirka 2500—2000 v. Chr. anzusehen ist. Sie ist durch einen großen Brand zugrunde gegangen, sie brachte auch den großen wertvollen goldenen Schatz, der im vierten Saale aufgestellt ist. In dieser Stadt sind große Palastmauern zu finden, seine Gefäße und Töpfe berichten von einer entwickelten Kultur. Das war das Troja von Priamos und Hektor. Es wurde dem aufblühenden Mykene gefährlich und so zog Agamemnon aus, die Stadt zu erobern. Der Kampf um Troja muß für die Zeit ein Ereignis von ungeheurer Bedeutung gewesen sein. Als eine Heroentat lebte die Erinnerung fort, bis sie um 900 v. Chr. zum Volksepos wurde.

Die Funde Schliemanns und Dörpfelds sind alle, bis auf den nach Konstantinopel abgelieferten Pflichtteil, hierher nach Berlin gekommen. Schliemann hatte sie „dem deutschen Volke“ zum Geschenk gemacht.

Der Saal 7 bringt die Funde des alten Mittelmeeres außerhalb Kretas. Spanien, Italien, Malta, Griechenland und Aegypten ist vertreten. Die Funde des Kaukasus mit Ungarn und der Schweiz von 1200—800 sind im achten Saal untergebracht.

Die deutsche Bronzezeit (2000—800 v. Chr.) zeigt der neunte Saal. Hier liegt der große Wassenfund von Spandau, und der Goldfund von Werder. Der Saal 10 bringt die ostdeutsche Bronzezeit.

Die Säle 11 und 12 sind der ersten Eisenzeit gewidmet. Interessant sind Gefäße- und Hausurnen und der große Goldfund von Eberswalde auf dem Hirsch-Kupfer-Berg.

Die La-Tène-Kultur (500—100 v. Chr.) mit bewegterer Kunst ist untergebracht in den Sälen 13 und 14.

Saal 15, 16 und 17 zeigen die römische Zeit. Ein fremdes Element bringt jetzt ein und verändert die Kultur von Grund auf.

Wieder bodenständiger wird die Kultur in der Zeit der Merowinger, Karolinger und Wikinger, die der Saal 18 zeigt. Wundervolle eigenartige Kunstgegenstände wechseln hier ab mit auserlesenem Schmuck. Die Kunst der Goten wird gezeigt, die der Wikinger und der alten Franken.

Die Reihe schließt mit der slawischen Kultur (800—1200 n. Chr.), von der sehr wertvolle und seltene Stücke vorhanden sind.

Die Anordnung, in der das Ganze gebracht wird, ist nur zu begrüßen, und doch wäre es notwendig, daß jede Kultur durch Tafeln und Erläuterungen, durch Karten und geologische Profile noch deutlicher gemacht wird. Dem, der nicht die Vorgeschichte kennt — und das sind doch die meisten —, wird sich das Wesentliche nicht ganz erschließen. Der neue Katalog ist klar und übersichtlich geordnet — aber die Sammlung muß auch ohne Katalog aus sich selber heraus sprechen. Den Leitern des Museums selbst muß daran liegen, daß die wertvollen Schätze der Vorgeschichte immer bekannter, daß unsere Vorzeit uns immer bewußter wird — dazu sind aber mehr Erläuterungen, mehr Deutungen nötig. Die Töpfe und Geräte selbst sind tot. Sie werden erst leben durch das Erleben der Kultur der Zeit, sie gewinnen erst Sein durch die Erkenntnis der Menschen, die sie in ihren Händen hatten.

Wir freuen uns der Arbeit, die geleistet worden ist und danken den Leitern dafür; aber wir hoffen, daß sie ihr Werk weiter ausbauen, damit es ein dauernder Besitz werde nicht nur für die Gelehrten, sondern wie Schliemann wollte, dem ganzen deutschen Volke.

Dr. R.

Mozarts Braut.

Von Artur Eilbergleit.

Wenn Mozart fröhlich war, pflegte er auch in seinen Worten in himmlischer Heiterkeit zu musizieren. So antwortete er auf die vertrauliche Frage eines Jugendgespielen, wen er eigentlich seine Braut nenne: „Eine Wolke am Frühlingshimmel.“ Und wie Mozarts Freund ungläubig sein Haupt wiegte, als beliebte Amadeus mit ihm zu scherzen, befräglichte der irdische Genius seinen Ausspruch mit den Worten: „Gewiß; denn eine lenzhafte Wolke ist immer mädchenhaft anmutig, immer reigenselig, leicht hintanzelnd und schwebend, jugendlich heiter, perlmuttartig und ewig lächelnd.“ Als wollte der Frühlingshimmel jene Worte der Lüge zeihen, verfinsterte er sich plötzlich; eine schwarze Wolke zerbarst, und große Tropfen sanken wie Zähren Gottes in einem rauschenden Crescendo zur Erde hernieder. Da wies Mozarts Jugendgespielen seinen seraphischen Freund auf den eingedunkelten Aether hin. Aber Amadeus ließ sich nicht durch die Schauspiele der Finsternis beirren, und der gläubige Glanz seiner Seele überstrahlte mit altarhafter Kerzenhelle allen Schattentrag, als er gleich einem Priester der Weltandacht mit klarem Stimm sprach: „Wie auch immer der Himmel sich wandle, die Wahrheit meiner Verkündigung bleibt unwandelbar; denn meine Braut weint nur Tränen der Freude und Dankbarkeit, daß ich mich zu ihrer Schönheit bekenne!“

Der „Zerfall“ der Welt.

Von R. H. Francé.

Wer hätte sich nicht schon gewünscht, in seinem Leben der Zeitgenosse großer und weltumgestaltender Ereignisse zu sein. Man mocht es sich aus, wie man zu den Ersten gehört hätte, die von der kulturumwälzenden Bedeutung des Buchdrucks gepackt, aufgewühlt und erschüttert von dem Brand der Geister in der französischen Revolution, aufs mächtigste interessiert durch die ersten Nachrichten von der Entdeckung Amerikas, sich in den Dienst der neuen Ideen und Möglichkeiten stellten und Vorkämpfer einer neuen Zeit sind.

Ein solches großes und weltumgestaltendes Ereignis hat vor wenigen Jahren stattgefunden, spätere Jahrhunderte werden uns glücklich preisen, daß wir deraartiges erlebt haben, und sie werden die Wissensfrage an uns stellen, wieviel wir denn davon verstanden haben. Und wir? Soweit in späteren Jahrhunderten überhaupt noch Spuren unserer Tritte vorhanden sind, wird die Nachwelt lächelnd und verzeihend genau das gleiche feststellen, was wir von den Menschen jedes vergangenen Jahrhunderts wissen, daß die „Zeitgenossen“ niemals eine Ahnung davon haben, was das bedeutet, was soeben ihre geistigen Führer und die weltumgestaltenden Geister tun, daß sie stets das wichtigste übersehen, ihr Herz und ihre Hoffnungen aber an Nichtigkeiten hängen, die schon binnen Jahrzehnten im Nichts aufgehen.

Das Geist-, Kultur- und Zeitumgestaltende, das ich meine, ist die Entdeckung des Radiums. Gewiß, es hat ungeheures Aufsehen erregt, als um 1896 die ersten Nachrichten darüber in die Welt gingen, aber es war ein Aufsehen, das man allen Merkwürdigkeiten entgegenbringt; der Erreichung der Erdpole, der Besteigung des höchsten Berges oder der Auffindung neuer Goldfelder. Man wunderte sich über diese merkwürdigen strahlenden und zerfallenden Stoffe und ging dann zu Dingen über, die nützlicher schienen.

Es gibt erst ganz wenige Köpfe, denen es heute schon klar ist, daß das Radium das gesamte Menschenleben, die Kultur, die Technik, die Weltanschauung, das Denken noch ganz anders umgestalten wird, als einst die Buchdruckerkunst, die Entdeckung eines Weltteils oder eine politische Revolution.

In aller Stille, gewissermaßen ganz verborgen vor den Augen der Menschen, vollziehen sich in den letzten Jahren durch das fortschreitende Wissen um das Radium große Dinge.

Es hat sich jetzt zur Genüge gezeigt, daß die radioaktiven Stoffe zerfallen, daß die „Radioaktivität“ sie gewissermaßen zersprengt, aber kein Gegengewicht dazu hat sich bisher finden lassen, dem Zerfall steht keine Möglichkeit von Synthese (Wiederaufbau) gegenüber, und so steht man gegenwärtig vor einem Dilemma, dessen Folgen einfach unausdenkbar sind.

Entweder es gelingt, aus den Gasen, in die alle strahlende Materie zerfällt, wieder Elemente von festerer Beschaffenheit aufzubauen, und dann ist das Geheimnis, um das die alten Goldmacher Verstand, Lebensblut, oft genug das Leben hergaben, in unseren Händen. Dann kann man künstlich Eisen, Kohle, Kupfer, Gold machen. Welche Umwälzung solches bedeutet, braucht man niemandem auszumalen.

Aber man ist meilenweit von solcher Möglichkeit entfernt; es besteht gegenwärtig gar keine Aussicht dazu.

Und so muß die andere Konsequenz auf das ernsthafteste erörtert werden: Was ist, wenn dem Zerfall der Materie kein Aufbau gegenübersteht? Der Zerfall ist unzweifelhaft; er ist gewissermaßen mit Händen zu greifen. Wenn auch die Angaben über die Dauer des Zerfalles und seine letzten Produkte noch einander widersprechen, so ist doch die „Dematerialisation“ der Welt eine bereits heute unleugbare Tatsache.

Man frage jeden Physiker oder Chemiker (denn die Radiumfrage geht beide an) darum, man lese in der wissenschaftlichen Literatur nach, wo man will. Becquerel meint, daß ein Gramm Radium eine Million Jahre brauche, um zu zerfallen, Curie dagegen nur eine Million Jahre; Rutherford schätzt diese Zeit auf 1000 Jahre, Crocker nur auf ein paar hundert Jahre. Hendeweller hat das neuestens gemessen und fand, daß sich 5 Gramm Radium in 24 Stunden um 0,02 Milligramm vermindern, das heißt: ein Gramm Radium dematerialisiert sich in 137 Jahren vollständig. Die Zahlen wechseln, aber keine leugnet die Dematerialisation der Welt.

Gibt es keinen Wiederaufbau, dann kann man nicht daran zweifeln, daß auch die Materie stirbt.

Wir wissen nicht, was aus ihr wird. Für unsere Untersuchungsmethoden verschwindet die strahlende Materie in Nichts, womit natürlich keineswegs gesagt ist, daß sie nichts wird. Aber die Unzulänglichkeit unseres Arbeitskönnens gibt uns nicht die Möglichkeit, dieses „Nichts“ wieder in etwas zu verwandeln.

Wenn sich nun die Behauptung, die der französische Forscher G. Le Bon aufstellt und die ohnedies, angesichts der nicht mehr bezweifelten Unwandelbarkeit der Elemente, mehr als Wahrscheinlichkeit für sich hat, bewahrheitet und alle Substanzen radioaktiv sind oder werden können, dann steht der sinnende Menscheng Geist vor der erschreckenden Tatsache, daß alles ins „Nichts“ hinüberfließt.

Das ist die Sachlage, welche die Chemie von heute vor dem Denker ausbreitet.

Es gibt nur zwei Möglichkeiten. Entweder ist die Welt ein rhythmisches Pendeln von materiellem Werden und Bergehen. Und dann wird der Mensch eines Tages die Zauberformel in Händen haben, um alles zu machen, was er braucht. Oder der Weltprozeß

hat, soweit er „Vielfestaltigkeit“ und Körperlichkeit ist, nur eine Richtung, nämlich die des Zerfalls. Dann ist unsere „technische Lage“ auf die Dauer hoffnungslos, und man muß sich an den Begriff eines Weltunterganges gewöhnen.

Ein drittes gibt es nicht. Die allergrößten Dinge und Umwälzungen gehen im Menscheng Geist in diesen Jahren vor sich; wir sind Zeitgenossen von Entdeckungen, deren Tragweite gar niemand ermessen kann. Und alle Welt läuft dem kleinen Spielzeug des Alltags nach. Manchmal bleibt einer besinnlich stehen und sagt unvernünftig und seufzend: Wie schön wäre es gewesen, damals zu leben, als noch große Dinge der Menschen Kopf und Herz bewegten!

Redeblüten.

Von Fritz Müller, Chemnitz.

Ein Redner sprach statt von einer Sisyphus- von einer Siphylisarbeit und wünschte, daß nun endlich Direktorien (Direktiven) für die beiden Inspektoren des Kinderheims geschaffen würden. — „Der Kataster gehorsam hat nun ein Ende!“ verkündete gleich nach der Revolution ein Beamter seinen Kollegen. — Ein anderer sagte, das letzte Mittel vor dem Streit sei die passiva Resistenz! — Ein sonst sehr tüchtiger Redner, der einen Ministerposten besetzte, meinte einmal, wenn die Arbeiter und Beamten so hohe Steuern bezahlen müssen, sollen auch einmal die, deren Einkommen viel höher ist, ihren Obolus öffnen. — Als ein Debatteredner sich gar zu viele Kataster leistete, hielt ihm der Versammlungsleiter vor: „Mit solchen Vandauern langweiligen Eis nur die Anwesenden!“

Vom Haushaltplanetat und von Votumsverschlägen hört man oft sprechen. Beides aber ist falsch, da Etat bereits Haushaltplan und Votum schon Vorschlag bedeutet.

Merkwürdig muß es im Magen der Bewohner von Annaberg i. Sa. aussehen, wenn — wie einmal gesagt wurde — ihre Hauptnahrung in Posamenten besteht. — Ein Stadtverordneter führte, als er gegen die Verstadtlung der Müllabfuhr sprach, folgendes aus: „Bedenken Sie doch, daß viele Privatfahrteure ihr Brot in den Müllkästen finden!“ — Allen Ernstes wurde einmal verlangt, weibliche Angestellte sollten nicht vom Stadtbarg, sondern von einer weiblichen Ärztin untersucht werden! — Das erinnert an folgende Stelle aus einem Bericht über eine Stadtverordnetenversammlung: „Dann entspann sich zur allgemeinen Erheiterung eine Redeschlacht zwischen dem deutschnationalen Fräulein Br. und unserem Genossen M., beides Junggesellen!“ — Zwei Frauen, die aus dem Stadtverordnetenkollegium ausgeschieden, rühmte der Vorsteher nach, sie hätten wacker ihren Mann gestanden! —

Von einem Entwurf, den man sehnfüchtig erwartete, wurde gewünscht, er solle nun endlich einmal das Licht der Drucker-Schwärze erblicken! — „Alles ist teuer geworden, alles was wir anziehen, von der Fußsohle bis zur Hutipiphe!“ führte ein Redner bei einer Interpellation über Teuerungsmassnahmen aus und sagte dann einem, der ihn beständig unterbrach, nun wolle er mit ihm ein Hühnchen pflücken. — „Ich habe einen dreiten Rücken und werde auch diese Borwürfe schlucken!“ entgegnete ein Stadtrat einem Stadtverordneten, der sich über verschiedene Massnahmen des Jugendamtes aufregte. — Der Feuerwehrbezernent hingegen wünschte, die Schatten, die sich auf das Feuerwehrwesen gelegt haben, möchten zur allgemeinen Zufriedenheit gelöst werden! —

Es wäre bei einer Gasvergiftung mit einem blauen Auge davongekommen, behauptete eine Rednerin und fuhr dann fort: „Sie werden mit den Gasperrezeiten den Krug solange zu Wasser gehen lassen, bis er in den Brunnen fällt!“ — Schlimm muß es um das Deutsche Reich bestellt sein, wenn — wie einmal behauptet wurde — die gegenwärtige Finanzlage nicht mehr der stolze Adler von ehemals ist, sondern einem Plettegeter gleicht, den man bis aufs Hemd ausgeraubt hat. — Ein anderer Redner stellte in Aussicht, die Steuer-Schraube werde noch so steigen, daß unter der Last des Steuerzettels der größte Teil der Bevölkerung zusammenbricht. — Als man abermals von ihm verlangte, er solle für die Fortbildungsschule Zimmer freimachen, die der Volksschule gehören, rief ein Volksschulbezernent entrüstet aus: „Fahren Sie nur so fort! Nehmen Sie uns einen Raum nach dem anderen! Dann hat die Volksschule nichts mehr, wo sie ihr Haupt hinlegen kann!“ — Derselbe Herr schloß einmal die Aussprache über einen Punkt vorläufig und meinte, weitere Wortmeldungen hätten trotzdem das Recht, sich bemerkbar zu machen. — „Da wahrscheinlich heute Abend die Sünden der Kapitalisten noch öfter gegeißelt werden,“ führte in einer Versammlung ein Fabrikdirektor aus, „möchte ich darauf aufmerksam machen, daß der Betrieb, dem ich vorstehe, ein ehrliches Unternehmen ist. Ich bitte energisch darum, ihn nicht mit anderen ähnlichen Schwindelfirmen zu verwechseln!“

Wetterpropheten. Neuerdings tauchen wieder phantasiebegabte Wetterpropheten auf, die die Redaktionen mit ihren Geistesprodukten bedrängen und verlangen, daß ihre menschenbeglückenden Entdeckungen gedruckt werden. Daß diese wilden Wetterpropheten aussterben, wird ja nicht erwartet werden, ebensowenig wie die Gilde der Kurpfuscher und Wunderärzte in der Medizin verschwinden wird. Aber es ist, so führt Privatdozent Dr. W. Peppeler in der Zeitschrift „Das Wetter“ aus, recht bezeichnend, daß in unserer Nachkriegszeit diesen Propheten so viel Interesse entgegengebracht wird. Man wird nicht fehlgehen, wenn man die tiefere Ursache dafür in der Geistesverfassung selber sucht, in die weite Volkskreise im Kriege und in der Revolutionszeit hineingeraten sind.

Ueber die Wetterpropheten, die vorgeben, endlich „entdeckt“ zu haben, wie das Wetter für Wochen, Monate und Jahre auf das genaueste vorausgesagt werden kann, könnte die Wissenschaft mit einem verzeihenden Lächeln hinweggehen, wenn nicht die Gefahr bestände, daß das Ansehen der ausübenden Witterungskunde schweren Schaden nimmt. Die Schwierigkeit rascher und weiter Verbreitung der Prognosen des öffentlichen Wetterdienstes und noch viel mehr die drohende Gefahr, daß der telegraphische Vorausdienst infolge der ungeheuren Kosten (40 bis 60 Millionen Mark jährlich im Reich) eingestellt werden muß, arbeiten den wilden Wetterpropheten in die Hände, da sie jetzt leichter als früher Absatz finden für ihre langfristigen Prognosen. Bereits jetzt findet man in vielen Zeitungen zwar keine Prognosen des öffentlichen Wetterdienstes, aber Vorauslagen irgendeines lokalen Winkelpredikers, der der Einfachheit halber „das Wetter gleich für eine ganze Woche oder einen ganzen Monat macht“.

Es ist anzunehmen, daß alle diejenigen, die sich verteilen lassen, Prognosen für längere Zeiträume und ganze Jahreszeiten zu verbreiten, nicht wissen, daß sie den Boden der wissenschaftlichen Wahrhaftigkeit verlassen. Es gibt bis heute noch keine Beziehung oder Gesetzmäßigkeit zwischen den Witterungsverhältnissen aufeinanderfolgender Zeiträume, die so ausgeprägt sind, daß sie einer langfristigen Wetterprognose zugrunde gelegt werden dürfen. Wenn man sich aber darauf beschränkt, den allgemeinen Witterungscharakter für einige Tage in geeigneten Fällen vorauszusagen, so ist dagegen nichts einzuwenden. Aber auch so dürfte es nicht möglich sein, regelmäßig Prognosen für zwei bis drei Tage zu geben, die eine einigermaßen genügende Wahrscheinlichkeit des Eintreffens verbürgen könnten. Der gewissenhafte Prognostiker ist sich darüber klar, daß es genug Fälle gibt, in denen eine Prognose für die nächsten 24 Stunden Schwierigkeiten bereitet. Was soll man aber dazu sagen, wenn im Jahre 1922 Wetterkalender umlaufen und leider auch Verbreitung und Glauben finden, die für jeden Tag des kommenden Jahres genaue Wettervorausagen enthalten. Leider gibt es mehrere dieser Art. Das Vergste auf diesem Gebiete leistet der Wetterkalender für jeden Tag des Jahres von M. Schmuder, Stadtpfarrer in Gundelfingen. Dieser Kalender, der in Süddeutschland eine bedenkliche Verbreitung zu haben scheint, bringt Prognosen für jeden Tag des Jahres 1922.

Beschämt steht die Wissenschaft und muß ihr Nichtwissen eingestehen gegenüber dem Wetterpropheten, der anscheinend die tiefsten Naturgeheimnisse entschlüsselt hat. Man möchte ihn und allen seinen Kollegen die treffenden Worte ins Stammbuch schreiben, die Helmholz in einem Vortrag auf eine gewisse Sorte von Ärzten prägte: „Solange es Leute von hinreichend gesteigertem Eigendünkel geben wird, die sich einbilden, durch Blühe der Genialität leisten zu können, was das Menschengeschlecht sonst nur durch mühsame Arbeit zu erreichen hoffen darf, wird es auch Hypothesen geben, welche, als Dagma vorgetragen, alle Rätsel auf einmal zu lösen versprechen. Und solange es noch Leute gibt, die kritiklos leicht an das glauben, wovon sie wünschen, daß es wahr sein möchte, solange werden jene Hypothesen noch Glauben finden.“

Himmelskunde

Ein Gigant unter den Doppelsternen. Dr. A. S. Plaskett, der Direktor des Observatoriums in Victoria (Britisch Columbia), hat kürzlich im Sternbild des Einhorn einen Doppelstern entdeckt, der sowohl in bezug auf seine Ausmaße wie sein System alle bisher bekannten Doppelsterne übertrifft. Es handelt sich um einen längst bekannt gewesenen Stern sechster Größe, also um ein Objekt, das gerade noch für ein scharfes Auge als winziges Lichtplättchen erkennbar ist. Bei der Beobachtung des Spektrums dieses Sternes stellte Plaskett fest, daß es sich hier um einen Doppelstern handelt, dessen zwei Komponenten sowohl an Helligkeit wie in der Umlaufgeschwindigkeit nahezu gleich sind, und die sich um einen gemeinsamen Schwerpunkt drehen. In kurzen Zwischenräumen hergestellte photographische Aufnahmen des Spektrums erbrachten im Zusammenhang mit den Messungen der Verschiebung der Spektrallinien den Beweis, daß die beiden Sterne sich in der ungewöhnlich kurzen Zeit von $14\frac{1}{2}$ Tagen um ihren gemeinsamen Schwerpunkt drehen, und zwar in einem Abstand von nur 99 Millionen Kilometern. Die Schnelligkeit der Rotation ist dementsprechend außerordentlich groß, sie beträgt bei dem einen der beiden Komponenten 232, bei dem anderen sogar 277 Kilometer in der Sekunde. Eine einfache Berechnung zeigte, daß die Gesamtmasse dieses Systems die unserer Sonne um mindestens das 139fache übertrifft. Die

spektroskopische Untersuchung ließ weiterhin eine große Ähnlichkeit mit den Orionsternen erkennen, die die größten und heißesten Sonnen darstellen. Wie bei allen Riesensternen ist auch die Dichtigkeit der beiden Sterne sehr gering und beträgt nur etwa ein Hundertstel der Dichtigkeit unserer Sonne. Plaskett fand, daß der größere der beiden Sterne einen Durchmesser von 30,6 Millionen Kilometer hat und daß seine Helligkeit 15 000mal so groß wie die der Sonne ist, während der kleinere Komponente bei einem Durchmesser von 27 Millionen Kilometer die Helligkeit der Sonne um das 12 000fache übersteigt. Die Entfernung des Systems von unserem Sonnensystem wurde auf 10 000 Lichtjahre berechnet. Die beiden Sterne sind also 630 Millionen mal so weit von uns entfernt, wie die Erde von ihrem Zentralgestirn.

Erziehung und Unterricht

Ein Kinder-Sprachheilschule. Unter den 210 000 Berliner Schulkindern befinden sich etwa 3000, die ganz normal veranlagt sind, aber an irgendwelchen Sprachstörungen leiden. Durch die Bemühungen von Ernst Schorsch ist die Aufmerksamkeit auf diese durchaus nicht unbedeutenden Störungen gelenkt worden, und es wurde in Berlin eine Kinder-Sprachheilschule ins Leben gerufen, die sich dieser Leiden mit bestem Erfolg annimmt. Seine Grundsätze in der Bekämpfung der Sprachstörungen hat Schorsch in einem Buch „Das Sprachheilwesen an den Berliner Volksschulen“ dargelegt, über das er selbst in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ berichtet.

Die Kinder, um die es sich hier handelt, sind nicht schwerhörig und taub, sondern sie sind in der Erfassung der Sprache oder im sprachlichen Ausdruck mehr oder minder erheblich gehemmt. Die Zahl dieser 2320 Schüler mit Sprachgebrechen beträgt 1,15 Proz. der Gesamtheit. Darunter befinden sich 1403 Stotterer, 624 Stammer und 293 Kinder mit anderen Sprachfehlern. Die Knaben unterliegen diesen Sprachstörungen sehr viel zahlreicher als die Mädchen; so tritt z. B. das Stottern bei ihnen fast dreimal so häufig auf. Das Lebensalter spielt dabei eine nicht unerträgliche Rolle. Vom sechsten bis zum zwölften Jahre wächst die Zahl der stotternden Kinder auf das Dreifache. Dagegen nimmt die Zahl der Stammer vom sechsten bis zum zehnten Jahre immer mehr ab. Die Kinder erlangen nämlich eine zunehmende Fähigkeit im Erkennen und Unterscheiden der Wortbilder und werden geschickter im Gebrauch ihrer Sprachwerkzeuge. Die Sprachgebrechen wirken auf die Gesamterziehung der kindlichen Persönlichkeit ein, drücken sie unter ihre Jahre und ihre geistige Stufe herunter; das Gemütsleben der Kinder wird verflüchtigt, die Charakterentwicklung und die Teilnahme an gemeinschaftlichen Spielen usw. beeinträchtigt. Die Ursache des Stotterns ist auf seelische und nervöse Erscheinungen zurückzuführen, die sich etwa vom vierten Lebensjahr ab bemerkbar machen und zunächst als einfache Silben- und Wortwiederholung auftreten, dann aber immer schwerere Formen annehmen. Die bisherigen Kurse für stotternde Schulkinder brachten in mehr als 80 Proz. der Fälle Heilung, aber auch viele Rückschläge. Da das Stottern innerhalb der Sprachentwicklung auftritt und sich, je länger, je mehr im Sprechen des Kindes festsetzt, ist es zu empfehlen, die Behandlung der stotternden Kinder sogleich nach ihrem Schuleintritt aufzunehmen und täglich mehrere Stunden durchzuführen. Dies geschieht in der Sprachheilschule, in der besondere Klassen eingerichtet sind.

Erdkunde

Lebende und tote Dünen. Das Herannahen der Wanderdünen bedeutet für die betroffenen Ortschaften ein noch größeres Unheil als Stürme oder Heberschwenmungen, da ihre Opfer langsam, aber sicher der vollkommenen Vernichtung anheimfallen. Nach einer Sturmflut wird ein Dorf wieder aufblühen können, schwerlich jedoch, wenn es bis zum Turm seiner Kirche im Sand begraben worden ist. Nun war, wie das „Wissen“ hervorhebt, bereits vor zwei Jahrhunderten die Bekämpfung der Wanderdünen durch den Franzosen de Ruhat mit bestem Erfolg aufgenommen, doch ist diese Methode unbegreiflicherweise nach seinem Tode wieder in Vergessenheit geraten. Das Verfahren bestand darin, daß de Ruhat Kiefern auf den Sandhügeln von La Teste, einer Stadt in der Gironde, pflanzte, wodurch der treibende Sand befestigt wurde. Dann und wann machte man wohl Anstalten, der Anlegenheit wieder größeres Interesse zuzuwenden; so war es Bremonter, der sich 1787 eingehend damit befaßte, die Revolution legte jedoch seine Bemühungen brach. Erst im Jahre 1801 beschäftigte sich die französische Regierung von neuem damit, und gegenwärtig bekämpfen alle zivilisierten Nationen die Dünen mit dieser Methode.

Es ist festgestellt worden, daß Dünen bis zu 15 Fuß Höhe bei besonders starkem Wind täglich um mehr als 3 Fuß sich vorwärts bewegen. Man kann dabei die Beobachtung machen, wie der Sand in parallelen kleinen Wellen über die Abhänge weht, um sich an den Ausläufern als Staub zu zerstreuen. Die Düne „raucht“, sagt das Volk zu diesem Vorgang. Um der dadurch entstehenden Vorwärtswegung Einhalt zu tun, ist es notwendig, diese leichten Abhänge der Dünen zu befestigen; das geschieht, indem man gewissermaßen einen Pflanzenteppich darauf entstehen läßt. Die in solcher Weise befestigten Dünen werden „tote Dünen“ genannt, während man solche, die bei jedem Wind ihre Form verändern, als „lebend“ bezeichnet. Das Bepflanzen der Wanderdünen geschieht hauptsächlich im Frühjahr und Herbst.